

Diskurs, Sprache, Zeit, Identität.

Plädoyer für eine erweiterte Diskursgeschichte

Die ›Diskursgeschichte‹ kann als Methode zur Analyse von Machtverhältnissen, Gesetzmäßigkeiten und Abhängigkeiten bezeichnet werden, die in personenübergreifenden Rede- und Textsystemen zum Ausdruck kommen. Diskursgeschichte verdeutlicht, wie Kommunikation zu einer bestimmten Zeit, an einem bestimmten Ort, innerhalb eines bestimmten sozialen Systems strukturiert war und welche Denk- und Handlungsdispositionen für Einzelne und Gruppen damit verknüpft waren. Sie legt jene argumentativen Zwänge und Gestaltungsmöglichkeiten offen, die sich für Individuen aus der Teilhabe am Diskurs ergeben. Sie verdeutlicht auch, wie Aussagen und Deutungen innerhalb des Kommunikationsprozesses autorisiert, hierarchisiert oder marginalisiert und dadurch Machtverhältnisse generiert und stabilisiert werden.

Der Nutzen diskursgeschichtlicher Fragestellungen liegt für die Geschichtswissenschaften, die wesentlich auf der Analyse von Texten aufbauen, auf der Hand. Dennoch ist die historische Diskursanalyse derzeit noch weit davon entfernt, ein in sich stimmiges und entsprechend handhabbares Arbeitsprogramm darzustellen. Dies verdeutlicht bereits die latente Konkurrenz zwischen den Begriffen ›historische Diskursanalyse‹ und ›Diskursgeschichte‹. Ein Set an Zugangsweisen, das auf breite Akzeptanz gestoßen wäre, fehlt noch. Mit ein Grund hierfür sind forschungspraktische Probleme, die sich nicht zuletzt daraus ergeben, dass bisherige Ansätze eine zu große methodische Nähe zur ›kritischen Diskursanalyse‹ der Soziolinguistik aufweisen. In deren Bereich haben vor allem Siegfried Jäger und Jürgen Link eine ganze Reihe analytischer Instrumente entwickelt;¹ bis auf Links Modell der ›Kollektivsymbole,‹² das vor allem im Bereich der historischen Stereotypenforschung eine gewisse Rezeption erfahren hat,³ haben sich die Terminologie und viele damit einher gehenden Fragestellungen außerhalb der historisch arbeitenden Diskursanalyse noch kaum etablieren können. Die Kritik zielt etwa darauf ab, dass sich in der Diskursanalyse unter dem Schlagwort ›Alles ist Text‹ die Konturen individueller Verantwortlichkeit angeblich in

einem diffusen Nebel auflösen und alternatives Handeln faktisch verunmöglichen.⁴ Vor allem aber fehle es dem Diskursbegriff an Klarheit und Handhabbarkeit, und dies erzeugt Rückfragen der Geschichtswissenschaften. Michael Maset hat dieses Problem folgendermaßen umschrieben: »Diskurs« ist gegenwärtig ein modisches Passepartout für Bezeichnungen wie Rede, Redezusammenhang, Gespräch, Meinungsaustausch, Diskussion, Dialog, Kommunikationsgemeinschaft oder auch gelegentlich Text.« Diese Beliebtheit setze sich nun im wissenschaftlichen Sprachgebrauch fort, etwa »im Durcheinanderwerfen von Diskurs-Begriffen, deren definitorische Unterschiede nicht wahrgenommen werden.«⁵

Trotz aller Zurückhaltung in Teilen des geschichtswissenschaftlichen Mainstream und den nach wie vor bestehenden definitorischen Schwierigkeiten haben sich die bestehenden Ansätze dennoch bereits zu einem eigenständigen Forschungsbereich verdichtet – dies ist nicht zuletzt auch an jenen Synthesen abzulesen, die sich in den letzten Jahren um einen methodischen Gesamtentwurf bemüht haben. Den bisher umfassendsten und überzeugendsten, weil auch handhabbarsten Versuch stellt dabei die »Geschichte des Sagbaren« von Achim Landwehr dar.⁶ Daneben kann vor allem auf den Ansatz von Philipp Sarasin verwiesen werden,⁷ der sich zwar nicht als Methodenkatalog versteht, aber Aspekte berührt, die den Ansatz Landwehrs sinnvoll ergänzen (wie z.B. den Aspekt der Materialität beziehungsweise der Körperlichkeit von Diskursen).

Beide Autoren gehen trotz unterschiedlicher Akzentsetzungen von ähnlichen theoretischen Prämissen aus.⁸ So unterstreichen beide in der Frage der Definition von Diskursen deren soziale Qualität und normativen Charakter und plädieren dafür, Diskursanalyse nicht als Ersatz, sondern als Ergänzung der herkömmlichen Quellenkritik zu begreifen. Philipp Sarasin versteht unter Diskursanalyse das Bemühen, »die formellen Bedingungen zu untersuchen, die die Produktion von Sinn steuern.« Entsprechend gehe es nicht um die »abstruse Frage, ob es noch etwas anderes als Text gebe, sondern darum, wie die nichtsprachlichen Dinge ihre Bedeutung erlangen.«⁹ Die Diskursanalyse soll in erster Linie dazu dienen, die symbolischen Strukturen nicht nur zu rekonstruieren, sondern auch deren Grenzen und damit das Reale aufzuzeigen, das sie konstituieren. Sarasin begreift Diskurse folglich auch als Räume des Sprechens, was es ihm ermöglicht, Subjektpositionen, Grenzen und Übergänge zu anderen Diskursen zu berücksichtigen und dadurch die strukturellen Voraussetzungen für Sinngenerierung und Handeln zu beschreiben.¹⁰

Auch für Achim Landwehr ist es nicht das Ziel der Diskursanalyse, herauszufinden, was mit dem Gesagten eigentlich gemeint sei. Gegenstände einer historischen Diskursanalyse sind vielmehr die explizit gemachten Wissensbestände und die Rekonstruktion allgemein akzeptierter Wirklichkeit. Landwehr definiert Diskurs als »Regelmäßigkeit von Aussagefeldern, welche regulieren, was gedacht, gesagt und

getan werden kann.«¹¹ Er sieht dabei den Prozess des Verhandeln von Sinnhorizonten und Sprecherhierarchien im ›Diskurs‹ selbst angesiedelt. Die Veränderungen, die an Diskursen festgestellt werden können, führt Landwehr vorrangig auf Widersprüche innerhalb der Gesamtmenge alles ›Sagbaren‹ zurück: Brüche in der Sinnstruktur entwickeln laut Landwehr ein Eigenleben, das im ständigen Fluss des Gesagten neue Deutungen und damit neue Unordnung hervorbringt. Die Durchsetzung von Deutungen erschließt sich daher – trotz aller institutionellen und personellen Komponenten – vor allem aus der Binnenlogik und damit aus der Verlaufsgeschichte eines Diskurses.¹² Der Diskurs bildet gleichsam eine Referenzstruktur, die jeweils gültige Deutungen festlegt und damit gesellschaftliche Macht ausübt. Man befindet sich nur im Wahren, wenn man den Regeln des Diskurses folgt. Diskurse arbeiten folglich auch mit Verboten und Schranken, wobei die Regeln, außerhalb derer es kaum möglich ist, gehört zu werden, permanenter Veränderung unterliegen. Externe Ausschließungsprozeduren, interne Kontrollmechanismen und die Verknappung der sprechenden Subjekte wirken hierbei als zentrale Faktoren.¹³

Angesichts der Kritik an den bisher vorgelegten Modellen der historisch arbeitenden Diskursanalyse soll nun versucht werden, zunächst die aktuellen Probleme in vier methodisch-theoretischen Bereichen zu bündeln und daran anknüpfend Vorschläge zu einer sinnvollen Erweiterung des Instrumentariums zu formulieren. Dabei soll bewusst über Ansätze hinausgegangen werden, die sich methodisch als Diskursanalyse verstehen beziehungsweise überhaupt mit dem Diskursbegriff arbeiten.

Das Problem der Korpusbildung, der Repräsentativität und der Analysefokussierung

Wie zentral das Problem der Korpusbildung für die historisch arbeitende Diskursanalyse ist, verdeutlicht ein 1995 von Dietrich Busse und Wolfgang Teubert präsentiertes Modell, das im Übergangsbereich zwischen sprachwissenschaftlicher Diskursanalyse und Historischer Semantik angelagert ist. Es baut zum Teil auf Methoden der Begriffsgeschichte auf, begreift sich jedoch als dessen Erweiterung, indem es Diskurs als Gesamtheit aller Texte definiert, die miteinander semantische Beziehungen eingehen, sich explizit oder implizit aufeinander beziehen, in einem gemeinsamen »Aussage-, Kommunikations-, Funktions- oder Zweckzusammenhang stehen« und dabei den »vorgegebenen Eingrenzungen eines Forschungsbereichs« entsprechen (z.B. was Zeit, Ort, »Gesellschaftsausschnitt«, Kommunikationsbereich oder Texttypik betrifft).¹⁴ Die so konstituierten Textkorpora werden als Teilmengen von Diskursen verstanden. Die Auswahl der Texte habe praktischen Erwägungen zu folgen

– wie etwa der Verfügbarkeit von Quellen und inhaltlich begründbaren Referenzkriterien. Sie sollte jedoch auch das Gestaltungsinteresse des Forschenden widerspiegeln. Ein Diskurs sei ohne den konstitutiven Akt der Zusammenstellung eines Textkorpus, der im Lauf der Analyse fortwährend korrigiert werden müsse, nicht denkbar. In diesem Zusammenhang plädieren Busse und Teubert dafür, Textredundanzen nach Möglichkeit zu vermeiden und vor allem Texte zu berücksichtigen, die die Struktur und den Verlauf eines Diskurses maßgeblich beeinflusst haben.¹⁵

Beiden Autoren ist vorgehalten worden, sie hätten den Umstand kaum reflektiert, durch diese Vorgehensweise das Ergebnis der Analyse bereits vorwegzunehmen¹⁶ und damit hinter die ergebnisoffener vorgehende Begriffsgeschichte zurückzufallen. Eine Reihe von Themen, die innerhalb der Geschichtswissenschaft in den letzten Jahrzehnten deutlich an Gewicht gewonnen haben – wie die Popularisierung ideologischer Botschaften – sei mit einem derartigen Ansatz nicht erforschbar. Schon der Begriffsgeschichte wurde etwa von Gebhard Rusch oder Peter v. Polenz vorgeworfen, sich ergebnisverengend auf »Höhenkammliteratur« zu beziehen, welche auf einer Reihe kanonisierter Texte aufbaue; hingegen vernachlässige sie Gattungen wie Gebrauchspublizistik oder Texte der Alltagskultur.¹⁷

Ein bis heute nicht gelöstes Grundproblem der historisch arbeitenden Diskursanalyse ist die Repräsentativität der ausgewählten Quellen für das jeweils gestellte Thema und die analytische Nähe zu den Einzeltexten. Die interpretativen Brücken, die zwischen einer letztlich willkürlichen Auswahl dicht beschriebener Einzeltexten geschlagen werden können, erweisen sich nicht in allen Fällen als tragfähig. Zwar erscheint der Vorschlag Achim Landwehrs naheliegend, in einem ersten Schritt der Korpusbildung zwischen der Gesamtheit aller Äußerungen zum Diskurs (dem *imaginären* Korpus), und jenem kleinen Teil, der davon überliefert ist (dem *virtuellen* Korpus) zu unterscheiden. Aus diesem soll durch Auswahl der Texte der *konkrete* Korpus gewonnen werden, der folgende Bedingungen erfüllen müsse: »Die ausgewählten Texte sollten sich als möglichst repräsentativ für den Diskurs erweisen, in ausreichender Zahl vorhanden sein und sich seriell über einen gewissen Zeitraum erstrecken.«¹⁸ Die von Landwehr vorgeschlagene Feinanalyse erscheint jedoch wegen des beträchtlichen Arbeitsaufwands nur dann praktikabel, wenn sich die Studie auf einige wenige Schlüsseltexte beschränken kann. Sobald allerdings bei einem Thema der virtuelle Korpus (die auf uns gekommenen Quellen) in keinem vertretbaren Verhältnis zum konkreten Korpus (der eigenen Textauswahl) mehr steht, setzt man sich der Gefahr aus, dass die Vetomacht der Quellen gegen einzelne – auch noch so gewissenhaft interpretierte – Dokumente ins Feld geführt werden kann. Entsprechend sollte vor dem Einstieg in die Textanalyse in einem weiteren Schritt der Grad der Fokussierung festgelegt werden, der für die Analyse intertextueller Bezüge und rhetorischer Stilmittel überhaupt angemessen erscheint.

Am Beginn einer Feinanalyse steht daher die Frage nach dem richtigen Verhältnis zwischen Einzeltextnähe und der Untersuchung des Aussageflusses. Um diese angemessen beurteilen zu können, muss in einem weiteren Zwischenschritt Hintergrundwissen zum sozialen und medialen Kontext, zu den handelnden Personen und zur institutionellen Verortung der untersuchten diskursiven Prozesse erworben werden.¹⁹ Erst dann können Ausgangshypothesen formuliert werden, welche einzelnen Texten eine herausgehobene Position innerhalb des Diskurses zuweisen. Die nachfolgende rhetorische Feinanalyse sollte in der Regel auf einer breiteren Textgrundlage erfolgen, die auch nach dem Vorlauf, der Repräsentativität, der Medialität und gegebenenfalls der Rezeption von Schlüsseltexten fragen sollte – hier wird vor allem auf die grobe thematische Strukturierung und die verwendeten Grundbegriffe und Kollektivsymbole innerhalb einer möglichst breit gestreuten Textmenge zu achten sein, um Rückschlüsse auf Abhängigkeiten und Aussagegrenzen in den untersuchten Rede-, Sinn- und Plausibilitätssystemen zu erhalten.

Hierarchie und Macht: Diskurse als Ausdruck von Zentrum und Peripherie, Inklusion und Exklusion

Die Linguisten Jan Fellerer und Michael Metzeltin haben festgehalten, dass jeder Text unabhängig von seiner unmittelbaren Funktion aus der allgemeinen Macht-konstellation, die in einer bestimmten Gesellschaft besteht, erklärt werden kann.²⁰ Schon Michel Foucault wies entsprechend immer wieder darauf hin, dass Diskurse in interpersonellen Beziehungen eine stark hierarchisierende Funktion ausüben²¹ und per se Machtverhältnisse generieren. Nach Foucault oszillieren Diskurse dabei auch zwischen ihrer sozialen Totalität und ihrer strukturellen Fragmentierung – sie stellen in sich widersprüchliche Netzwerkstrukturen dar, die sich einer totalen Kontrolle entziehen.²² Diskurse könnten, so Foucault, »gleichzeitig Machtinstrument und -effekt sein (...), aber auch Hindernis, Gegenlager, Widerstandspunkt und Ausgangspunkt für eine entgegengesetzte Strategie. Der Diskurs befördert und produziert Macht; er verstärkt sie, aber er unterminiert sie auch, er setzt sie aufs Spiel, macht sie zerbrechlich und aufhaltsam.«²³

Aus dem Blickwinkel einer historisch ausgerichteten Diskursanalyse erscheint all dies richtig und bedenkenswert, erweist sich jedoch für die konkrete Umsetzung nur bedingt als handhabbar. Zwar sollte immer mitbedacht werden, dass ›der Diskurs‹ eine Metastruktur darstellt, die jedem Individuum über Sprache und Text einen Platz in der sozialen Hierarchie zuweist. Die Aufgabe einer erweiterten Diskursgeschichte liegt jedoch darin, diese Metaebene der Betrachtung zu verlas-

sen und den Diskurs als etwas Prozesshaftes zu begreifen, in dem in thematischer, institutioneller und personeller Hinsicht Verknüpfungspunkte definierbar werden. Zur Untersuchung dieser dynamischen Struktur ist es daher notwendig, mehrere Betrachtungspunkte innerhalb des argumentativen Systems einzunehmen und die sich daraus ergebenden Unterschiede in der subjektiven Wahrnehmung stärker als bisher in das Gesamtbild einzubeziehen.

Für eine stärkere Trennung von inhaltlich-semanticen und strukturellen Aspekten spricht jedoch noch ein weiterer Gesichtspunkt. Pierre Bourdieu sah Macht und die im Diskurs zum Ausdruck kommende soziale Kompetenz des Individuums als Phänomene, die von vermittelten Inhalten unabhängig gedacht werden können. Dies hat zum einen mit den Gruppenzugehörigkeiten von Sprechern zu tun, die im Diskurs konstruiert und bestätigt werden. Das Verhältnis zwischen den kommunizierenden Personen sei dabei, so Bourdieu, immer auch von den Beziehungen zwischen ihren Sprachen geprägt, »das heißt vom objektiven Verhältnis zwischen den sozialen Gruppen, die diese Sprache sprechen. Wenn ein Deutsch-Schweizer mit einem Welsch-Schweizer spricht, dann reden die deutsche Schweiz und die französische Schweiz miteinander.«²⁴ Zudem entscheiden in vielen Kommunikationssituationen die habituellen Praktiken und die aus ihnen geschöpfte soziale Legitimation über den diskursiven Erfolg eines Sprechers: »Es gibt Fälle, in denen der autorisierte Sprecher so viel Autorität hat, in denen er eine Institution, die Marktgesetze, den ganzen sozialen Raum so offensichtlich für sich hat, dass er sprechen kann, um nichts zu sagen, *es spricht*.«²⁵

Hiermit stellt sich die Frage nach der Hierarchie zwischen ›zentralen‹ beziehungsweise institutionalisierten Orten des Sprechens mit ihren legitimierten beziehungsweise autorisierten Stellvertretern und der Peripherie. Im Allgemeinen zählt dabei Jürgen Habermas für die Vertreter einer historisch arbeitenden Diskursanalyse nicht zu den vorrangigen Referenzautoren, was vor allem darauf zurückzuführen ist, dass sich die von ihm entwickelte Diskursethik²⁶ wegen ihres stark normativen Charakters zur Analyse diskursgeschichtlicher Fragestellungen nur bedingt eignet. Dennoch enthalten andere Arbeiten von Habermas für das Verhältnis von Zentren und Peripherien im Diskurs zahlreiche Anregungen. So beschreibt Habermas in der »Theorie des kommunikativen Handelns« jene lebensweltlichen Horizonte, auf die sich in der Kommunikationssituation Sprecher und Zuhörer bei der Ausverhandlung von Bedeutungen jeweils beziehen.²⁷ Im Rahmen dieses Beitrages soll jedoch vor allem auf das Modell der Herstellung öffentlicher Meinung, das Habermas in seinem Werk »Faktizität und Geltung« entwickelt hat, Bezug genommen werden.²⁸

Habermas geht es um das Verständnis von Institutionalisierungsvorgängen im Zusammenspiel von Zentrum und Peripherie eines politischen Systems. Im Zen-

trum lokalisiert Habermas dabei die politische Verwaltung, die Regierung, das Gerichtswesen, Parlamente und Parteien sowie alle übrigen Institutionen und Gruppen, die mit der Gesamtgesellschaft in Kontakt stehen. An der Outputseite dieses engeren Bereichs befinden sich organisierte Spitzenverbände zur Umsetzung der im Zentrum hergestellten politischen Vorgaben. An der Inputseite sind verschiedene Interessensgruppen angesiedelt, deren Mitglieder versuchen, die Politikproduktion im Zentrum in ihrem Sinne zu beeinflussen.²⁹

Die Akteure sind verstrickt in ein Netz kommunikativen Handelns. Öffentlichkeit versteht Habermas »als ein Netzwerk für die Kommunikation von Inhalten und Stellungnahmen, also von *Meinungen* (...). Dabei werden die Kommunikationsflüsse so gefiltert und synthetisiert, dass sie sich zu themenspezifisch gebündelten *öffentlichen Meinungen* verdichten.«³⁰ In diesem Zusammenhang stellt Habermas eine Reihe von Bündelungs- und Ausschlussmechanismen fest, die kommunikative Teilhabe regeln. Produktion und Verbreitung von Wissen sind arbeitsteilig organisiert, bei ungleicher Verteilung von Kompetenzen, Kenntnissen, Fähigkeiten und Zugang zu Informationen. Die Akteure haben also, »ungleiche Chancen des Zugriffs auf die Erzeugung, Validierung, Steuerung und Präsentation der Botschaften.«³¹ Der Fluss prinzipiell unbegrenzter Kommunikationsströme wird vor allem dadurch kanalisiert und reglementiert, dass er auf dem Weg von der Peripherie in das Zentrum des Systems verschiedene Schleusen passiert.³² In der Regel entwickelt sich die »Karriere« eines Themas dabei vom Zentrum aus, das heißt es wird von Amtsinhabern vorgegeben; soll die Initiative von der Peripherie aus erfolgen, ist dazu die Mobilisierung der Öffentlichkeit nötig.³³

Diese Unterscheidung zwischen einem autorisierten Inneren und einem marginalisierten Äußeren ist wohl zu schematisch und auf verschiedene historische Kontexte schwer übertragbar. Andere Theoretiker der Diskursanalyse haben zudem ähnliche Überlegungen zu Hierarchien und zur Rolle sinngenerierender Institutionen formuliert. Foucault sprach von Instanzen, die das System und die Prozesse der Aneignung von Diskursen regeln und in einer bestimmten Gesellschaft immer ungleich verteilt sind.³⁴ Siegfried Jäger prägte die sehr nützliche Formel vom ›autorisierten Sprecher‹, dem allein Kraft einer Position eine diskursnormierende Funktion zukomme.³⁵ Ruth Wodak verknüpfte die Frage der Machgenerierung mit der Integrationsleistung von Diskursen. Zu den sozialen Wirkungen diskursiver Praxis gehöre es nämlich, »über sprachliche Repräsentation in den unterschiedlichen dialogischen Kontexten bestimmte Gruppen zu bilden und, darauf aufbauend, bestimmte Dominanz- und Machtverhältnisse zwischen den Interagierenden (...) zu etablieren, zu reproduzieren und zu verschleiern.«³⁶

Die Attraktivität des Habermasschen Modells für eine erweiterte Diskursgeschichte besteht darin, dass es die Übergangsbereiche zwischen Außen und In-

nen als asymmetrisch strukturierte Schnittstellen begreift, die gleichzeitig durch einen bestimmten Grad der Transparenz gekennzeichnet sind. So kann vermutet werden, dass an diesen institutionellen Schnittstellen die Konflikte um die Durchsetzung von Deutungen am besten wahrnehmbar sind und von ihnen besondere Impulse zur Veränderung bestimmter Diskurse ausgehen. Diese These lässt sich sogar auf die inhaltlich-semantische Analyseebene übertragen. Hierzu wurde bereits mehrfach festgestellt, dass einzelne Diskurssegmente auf Grund innerer Eigengesetzlichkeiten zwar voneinander unterscheidbar sind, diese jedoch im Diskurs in einer Weise zusammengeführt werden, dass vom Ergebnis nicht mehr auf die Entstehungsbedingungen von Diskursen rückgeschlossen werden kann. So hat Achim Landwehr zwischen logisch stabilisierten und logisch nicht stabilisierten Diskursen unterschieden,³⁷ und Jürgen Link hat versucht, ›Spezialdiskurs‹ und ›Interdiskurs‹ voneinander zu trennen; der erste sei explizit geregelt und systematisiert, während letzterer aus diesen Spezialdiskursen »ein stark selektives kulturelles Allgemeinwissen« generiere, das nicht definiert und entsprechend auch nicht frei von inneren Widersprüchen sei.³⁸

Habitus, Praxis und die Rolle des Subjekts

Ein weiterer Vorteil des Modells von Habermas bestünde für eine erweiterte Diskursgeschichte darin, den Blick verstärkt auf Gruppen oder einzelne Akteure zu lenken, denen innerhalb des Gesamtdiskurses spezifische Funktionen zukommen. Diese Personen orientieren sich zum Zweck der Diskursteilhabe in Richtung der Zentren. Entweder entwickeln sie dabei argumentative Strategien zur Überwindung der Grenze zwischen Innen und Außen oder sie bilden konkurrierende diskursive Strukturen. In beiden Fällen sind Diskursteilnehmer jedoch darauf angewiesen, sich etablierten Inhalten und diskursiven Praktiken gegenüber zu positionieren, um möglichst große Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und so entscheidend auf den Diskursverlauf einwirken zu können. Die Analyse der Beschränkungen, Erweiterungen und Veränderungen von Diskursen kann daher nicht allein aus dem Blickwinkel der Eigengesetzlichkeit diskursiver Prozesse erfolgen – dieser ist durch den Aspekt der individuellen ›diskursiven Kreativität‹ zu ergänzen.

Dies führt direkt zu einem weiteren zentralen Problem der historisch arbeitenden Diskursanalyse, nämlich zur Rolle des Subjekts. Hier haben bisherige Ansätze eher eine vermittelnde Positionen eingenommen. Laut Sarasin zeigt die Diskursanalyse, unter welchen Voraussetzungen ein historisches Subjekt spricht und welche diskursiven Muster in dieses Sprechen eingeschrieben sind.³⁹ Entsprechend sei eine Diskursteilhabe durchaus mit individuellen Gestaltungsspielräumen verknüpft: »Das Subjekt ist (...) in seinem Sprechen keineswegs ideologischen Wahrnehmungs-

mustern und mythischen Erzählformen unterworfen, sondern verfügt über Diskurse wie über seine eigenen strategischen Handlungen und Deutungen.«⁴⁰ Auch Achim Landwehr betont, dass es ein Missverständnis sei anzunehmen, mit der Infragestellung der autonomen Handlungsspielräume des Subjekts verschwinde dieses gänzlich. »Wahrnehmungen und Erfahrungen des Subjekts sind durch die Diskurse und die Ordnungen zwar organisiert, aber diese Strukturen sind kein undurchdringliches Gefängnis, sondern weisen zahlreiche Brüche und Diskontinuitäten auf. Durch das Nebeneinander verschiedener symbolischer Strukturen, durch die Konkurrenz und die Verknüpfungsmöglichkeiten von Diskursen ergeben sich zahlreiche individuelle Positionierungsmöglichkeiten, die je eigene Formen der Aussage und Wahrnehmung zulassen.« Innerhalb vorgegebener Horizonte verbleibe daher für historische Akteure die Gelegenheit für Abweichungen und individuelle Handlungsweisen. »Diese Handlungsmöglichkeiten bewirken Veränderungen innerhalb von Diskursen.«⁴¹

Zu dem Problem individueller ›diskursiver Kreativität‹ hat bisher vor allem Pierre Bourdieu Anknüpfungspunkte für eine erweiterte Diskursgeschichte formuliert. Bourdieu begreift das Verhältnis von Subjekt und Diskurs dabei als eines gegenseitiger Bedingtheit und Beeinflussung⁴² und bezieht den »Habitus« als »Vermittlung zwischen Struktur und Praxis« in sein analytisches Konzept mit ein.⁴³ Der sprachliche Habitus wird dabei als ein Produkt der sozialen Verhältnisse verstanden – er ist eine situative und jeweils »einem Markt oder einem Feld angepasste Diskursproduktion«.⁴⁴ Bourdieu sieht sprechende Subjekte Marktgesetzen unterworfen, die sich in den Inhalten, der Wahl der jeweiligen Sprachvariante und der Medialität der Aussagen niederschlagen. Er begreift Diskurs und Habitus als verschränkte, in letzter Konsequenz aber eigenständige Faktoren – der Diskurs ergebe sich durch das Zusammenwirken von Habitus und sprachlichem Markt.⁴⁵ Da sprachliche Kompetenz nicht ausreiche, um den Wert seiner eigenen sprachlichen Performanz einzuschätzen, entstehe immer dann ein sprachlicher Markt, wenn ein Sprecher einen Diskurs im Hinblick auf mögliche Rezipienten produziere, »die imstande sind, ihn zu taxieren, einzuschätzen und ihm einen Preis zu geben«.⁴⁶ Alle sprachlichen Interaktionen seien dabei als sprachliche Mikro-Märkte zu betrachten, die allerdings »immer von den globalen Strukturen beherrscht bleiben.«⁴⁷

Entsprechend wäre nicht allein die Frage, warum nicht alles, was grammatikalisch möglich ist, auch gesagt wird, in diesem Zusammenhang zu stellen, sondern auch jene nach den Bedingungen und ›Marktgesetzen‹, welche aus Sicht des Individuums die ›diskursive Kreativität‹ hemmen oder fördern. Gerade für die historisch arbeitende Diskursanalyse ergeben sich aus diesen Überlegungen einige Konsequenzen. So sollten subjektive Motive von Sprechern und Adressaten – wie etwa vorweggenommene Erwartungshaltungen oder das Bedürfnis nach bestmöglicher Selbstpositionierung – als Steuerungselemente diskursiver Prozesse stärker in den

Blick genommen werden. Diese Aspekte sind natürlich auch auf biografische oder gar kollektivbiografische Erfahrungen zurückzuführen, die im Rahmen einer erweiterten Diskursanalyse deutlich mehr Gewicht erhalten sollten.

Das Verhältnis von Zeit, Identität und Diskurs

Bereits Michel Foucault hat festgehalten, dass Diskurse nicht nur über geographische Entfernungen, sondern auch »durch die Zeit hindurch« verbindend wirken.⁴⁸ Dennoch stellt die zeitliche Dimension von Diskursen einen vierten methodischen Problembereich dar, der die Akzeptanz diskursgeschichtlicher Ansätze im Bereich der Geschichtswissenschaften bisher eher erschwert als befördert hat. So hat die Diskursanalyse im Vergleich zum Theorieansatz der Erinnerungskultur, der sich mit ähnlichen Phänomenen auseinandersetzt, bislang zu wenig theoretische Grundlagen entwickelt, um das Vergessen, Verdrängen und Beschweigen von Vergangenen in die Analyse zu integrieren. Hier ergeben sich zwischen beiden Theorien für die Zukunft zahlreiche methodische Schnittstellen, die sich im Bereich der Diskursgeschichte erst angedeutet haben – etwa wenn es um den Zeitpunkt geht, an dem (um in der Diktion der Erinnerungskultur zu sprechen) ›heiße‹ Diskurse in ›kalte‹ Wissenssedimentierung münden.⁴⁹

Zudem sind Akzeptanzprobleme nach wie vor mit einigen Fragestellungen der soziolinguistischen Diskursanalyse der ersten Generation und ihrer Terminologie verknüpft. Zwar hat Siegfried Jäger selbst den Diskurs als »Fluss von ›Wissen‹ beziehungsweise sozialen Wissensvorräten durch die Zeit« definiert;⁵⁰ sein Modell der »diskursive[n] Prognostik«⁵¹ ist jedoch im Rahmen einer historisch arbeitenden Diskursanalyse ebenso wenig operationalisierbar wie seine Forderung, »größere Zeiträume diskursiver Abläufe ebenfalls zu analysieren, um auf diese Weise ihre Stärke, die Dichte der Verschränkungen der jeweiligen Diskursstränge mit anderen, Änderungen, Brüche, Versiegen und Wiederauftauchen etc. aufzeigen zu können«.⁵² Gerade die Diktion vom »Auftauchen«, »Abbrechen« oder gar »Absterben« eines Diskurses erscheint im Rahmen einer erweiterten Diskursanalyse als zu schematisch und zu reduktionistisch.

Dabei blieb in den Geschichtswissenschaften weitgehend unbemerkt, dass dieses Manko durch die Wiener Kritische Diskursanalyse in den 1990er Jahren weitgehend behoben wurde, nicht zuletzt durch die Einbeziehung der Analysekategorie ›Identität‹ in ihr Modell. Die Forschergruppe um Ruth Wodak baute dabei in mehrfacher Hinsicht auf den Ergebnissen Jägers, Links und wiederum Foucaults auf. Allerdings spielte die Entwicklung von Diskursen in der Zeit im Unterschied zu Link und Jäger hier eine tragende Rolle. Nach Wodak kreist die diskursive Konstruktion von natio-

nalere Identität um die drei temporalen Achsen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, »wobei diesbezüglich Ursprung, Kontinuität/Tradition, Wandel, (essentialisierende) Zeitlosigkeit und Antizipation wichtige Ordnungskriterien darstellen.«⁵³

In diesem Kontext stellt das in der Geschichtswissenschaft bisher kaum rezipierte Identitätsmodell von Paul Ricoeur⁵⁴ einen zentralen Ausgangspunkt der Diskursanalyse dar. Ricoeur grenzt seinen Identitätsbegriff deutlich von essentialistischen Kategorievorstellungen ab, indem er festhält, dass Identität außerhalb des Bereichs der Mathematik und Logik immer etwas Veränderliches und Prozesshaftes darstelle. Als Fiktion diene ›Identität‹ von Personen und Gruppen dazu, Widersprüche und Veränderungen zu einem stabilisierbaren Selbst-Konzept zu vereinen. Hierbei komme dem zeitlichen Aspekt eine zentrale Funktion zu. Die Kontinuitätsbehauptung von ›Identität‹ stützt sich nämlich auf die Ähnlichkeit und Wiedererkennbarkeit einer bestimmten Person oder Gruppe. Die beständigen schwachen Veränderungen in der Zeit, »die – jede für sich genommen – die Ähnlichkeit bedrohen, ohne sie freilich zu zerstören«, werden in einer sinnvollen Weise aneinander gereiht. »Die Annahme oder Demonstration der ununterbrochenen Kontinuität«, so Wodak in Anlehnung an Ricoeur, »vermag also das Ähnlichkeitskriterium zu ersetzen oder zu ergänzen.«⁵⁵

Gerade die Einbeziehung der Analyse-kategorie Identität zeigt, dass die Vorstellung einer zeitlich eindeutig zuordenbaren Festfügung von Diskursen zu kurz greift – Denis-Constant Martin spricht in anderem Zusammenhang von einer »narrative[n] Identität«, die »zur gleichen Zeit fiktional und real« sei und »Raum für Varianten der Vergangenheit« einräume – »ein ›plot‹ kann immer neu gestaltet werden.«⁵⁶ Aus der Sicht der historisch arbeitenden Diskursanalyse ist an den Arbeiten der Wiener Kritischen Diskursanalyse dennoch problematisch, dass in erster Linie Sedimentierungen, die sich in heutigen Diskursen finden lassen, den Gegenstand der Analyse darstellen und daher die Position einzelner Diskursfragmente aus heutiger Erkenntnisperspektive rekonstruiert wird. Dies hat zur Folge, dass Diskurse der Vergangenheit zu sehr durch jene Referenzstrukturen charakterisiert erscheinen, die sie aus heutiger Sicht in einen direkten oder indirekten Bezug zur Gegenwart setzen. Diese Annäherung an Wissen und Kommunikationsgrenzen der Vergangenheit erfolgt daher im Umweg über gegenwärtige Interessenschwerpunkte und Diskursethiken. Die zeitgenössische Binnenlogik von Diskursen (Wissenshorizonte, Sprechverbote und Sprechhierarchien, Erwartungshalungen etc.) tritt demgegenüber dabei zu sehr in den Hintergrund. Aus der Sicht einer erweiterten Diskursanalyse wären daher diese Aspekte auch im Hinblick auf jene Verweisstrukturen zu untersuchen, die Diskurse in Richtung Vergangenheit und Zukunft immer in zeitgebundener Form enthalten. Dieser Zwischenschritt würde auch die kritische Bewertung vergangener Normvorstellungen und Machtverhältnisse und deren Auswirkungen auf die heutige Gesellschaft noch wesentlich vertiefen.

Dabei können durchaus Anleihen bei jenem Projekt vorgenommen werden, das sich als erstes mit beiden Dimensionen des zeitlichen Verlaufs von Diskursen auseinandergesetzt hat, nämlich an der Begriffsgeschichte, die vor allem mit Reinhart Koselleck verbunden ist. Trotz der Kritik, welche gegen die Begriffsgeschichte aus dem Bereich der Sozialgeschichte in den 1970er Jahren laut geworden ist,⁵⁷ erscheinen jüngere Ansätze durchaus geeignet, im Rahmen einer erweiterten Diskursanalyse die Sensibilisierung für die Zeitgebundenheit von Sprache, aber auch für entsprechende Brüche und Diskontinuitäten und die in Diskursen zum Ausdruck kommende »Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen« (Heinz Erich Bödeker⁵⁸) weiter zu entwickeln. Das von Reinhart Koselleck konzipierte Modell zur Analyse synchroner und diachroner diskursiver Bezüge weist hier eine erste Richtung.⁵⁹

Mögliche Ausgangspunkte für eine erweiterte Diskursgeschichte

Das vorgestellte Instrumentarium lässt sich zunächst durch einige Ansätze aus dem Bereich der neueren Soziolinguistik sinnvoll erweitern. Hier ist zunächst das Analysemodell zu nennen, das Jan Fellerer und Michael Metzeltin gemeinsam entwickelt haben und das sich als durchaus kompatibel mit dem Entwurf Achim Landwehrs erweisen könnte.⁶⁰ Bei der Einbeziehung dieser Aspekte in eine erweiterte Diskursgeschichte wäre aus diskursgeschichtlicher Sicht allerdings zu vermeiden, dass der inhaltlich-semantischen Komponente von Diskursen eine zu große Erklärungsmächtigkeit zugesprochen wird, während dem Aspekt des Agierens (und nicht nur des Argumentierens) *mit* Texten nur eine nachgeordnete Bedeutung zukommt. Daher sollen im letzten Teil dieses Beitrags fünf Ausbaubereiche der Diskursgeschichte genannt werden, die als Ergänzung der von Sarasin und Landwehr entworfenen Grundlagen gedacht sind. Als Ausgangspunkte dazu dienen im Folgenden Ansätze aus dem Bereich der Kommunikationswissenschaften – so die Propagandaforschung, die Wirkungs- und Nachrichtenwertforschung, die »den Entstehungsprozess und Karriereverlauf der Themen einerseits in der Gesellschaft und andererseits in den Medien« untersuchen,⁶¹ und die Diffusionsforschung, die analysiert, wie sich Themen verbreiten und nach welchen Kriterien sie von Öffentlichkeit und Medien wahrgenommen, bewertet und verarbeitet werden.

Michel Foucault und Philipp Sarasin haben mehrfach die Frage aufgeworfen, wie soziale Systeme auf Personen reagieren, die von den Vorgaben des Diskurses abweichen. Denis-Constant Martin hat dies mit dem für eine erweiterte Diskursgeschichte zentralen Problem verknüpft, was Menschen dazu bewegt, eine diskursive Konstruktion zu reproduzieren.⁶² Im Bereich der Kommunikationswissenschaften bietet in diesem Zusammenhang vor allem die Analyse von Propaganda Anhaltspunkte, die nutzbringend in die Diskursgeschichte einbezogen werden können. Bei seiner Definition von ›Propaganda‹ folgt Klaus Merten dem Vorschlag von Bruce Lannes Smith, der in Bezug auf Verbreitung und Wirkung drei grundlegende Faktoren unterscheidet: Erstens »die Prädisposition von Rezipienten im Hinblick auf frühere Inputs und, damit zusammenhängend, Wissen, Einstellungen und Werthaltungen«, zweitens »Vorteile bei Akzeptanz (...) oder Nachteile bei Nichtakzeptanz« und drittens die »Bindungen beziehungsweise Zwänge, die das zugehörige soziale System artikuliert und die die Reaktion auf die Propaganda hemmen oder befördern können«.⁶³ Im Vergleich zur Werbung, so hält Merten fest, gehe Propaganda mit einem totalitären Anspruch vor. Ein beliebiges Objekt werde als einzigartig propagiert; für den Umgang mit diesem Objekt werde für Rezipienten »eine Verhaltensprämisse vorgegeben, die Ausschließlichkeitscharakter besitzt. Diese wird unnachgiebig postuliert und durchgehalten.« Dabei werde die präsentierte Alternative als einzig richtig dargestellt, ihre uneingeschränkte zeitliche Geltung vorausgesetzt, und dem Adressaten die Befolgung von Verhaltensprämissen abverlangt, »womit ihm zugleich die Freiheit eigener Entscheidung entzogen wird«. Die in Aussicht gestellten positiven und negativen Sanktionen werden »möglichst so formuliert (...), dass sie nicht überprüft werden können«. Insgesamt, so Merten, liege die Funktion von Propaganda in der »Erzeugung von Macht durch Drohung mit Macht«. Sie leiste damit zugleich die Homogenisierung von Bewusstsein und die moralische Entlastung des Individuums.⁶⁴

Wie diese Überlegungen nahe legen, sind Diskurse in dem – für die Geschichtswissenschaften nicht gerade unerheblichen – Extrembeispiel der Propaganda auch als Bereiche einer versuchten Sinnregulierung und der physischen Durchsetzung von Normen zu verstehen.⁶⁵ Dieser Umstand lenkt den Blick auf die begleitenden Handlungen, durch die der Diskurs erst seine Materialität erhält, die aber wiederum im Diskurs legitimiert erscheinen müssen. Der Ersatz von Sprache durch nicht-sprachliche Mittel, vor allem durch Gewalt, kann in diesem Sinne durchaus als Teil eines Diskurses konzeptionalisiert werden. Der sich daraus ergebende performative Aspekt diskursiver Phänomene wurde allerdings bisher in diskursgeschichtlichen Ansätzen methodisch noch zu wenig reflektiert. Eine erweiterte Diskursgeschichte

müsste sich daher auch zum *performative turn* positionieren, der sich in den letzten Jahren in Teilen der Kulturwissenschaften bereits etabliert hat.⁶⁶

Themen und Diskursarenen

Darüber hinaus gilt es in Zukunft auch, die Terminologie der Diskursgeschichte in eine Richtung weiterzuentwickeln, die es ermöglicht, vom inflationären Gebrauch der Worte ›Diskurs‹ und ›diskursiv‹ Abstand zu nehmen. Um die einzelnen funktionalen Aspekte diskursiver Prozesse deutlicher voneinander zu unterscheiden, schlage ich vor, zu den üblichen Entlastungstermini wie ›Diskussion‹ oder ›Debatte‹ auch vermehrt auf den Begriff ›Thema‹ zurückzugreifen. Bei der Analyse der Organisation von Aussagen im öffentlichen Raum spielte das ›Thema‹ in der Diskurstheorie bislang nur am Rande eine Rolle (Foucault etwa spricht von der »Identität und Hartnäckigkeit von Themen«).⁶⁷ Dennoch wird an der Definition von Niklas Luhmann deutlich, dass dieser Aspekt der Kommunikationsstiftung für diskurstheoretische Fragestellungen durchaus zentral ist. Luhmann schlug bereits in den 1970er Jahren vor, unter ›Themen‹ »mehr oder weniger unbestimmte und entwicklungsfähige Sinnkomplexe« zu verstehen, »über die man redet und gleiche, aber auch verschiedene Meinungen haben kann (...). Solche Themen liegen als Struktur jeder Kommunikation zugrunde, die als Interaktion zwischen mehreren Partnern durchgeführt wird. Sie ermöglichen ein gemeinsames Sich-Beziehen auf identischen Sinn und verhindern das Aneinandervorbeireden. Eine Kommunikation kann nicht beginnen ohne Unterstellung gemeinsamer möglicher Gegenstände der Kommunikation, und solche Verständigungen erhärten sich im Laufe der Kommunikation zu mehr oder weniger festen Systemgrenzen.«⁶⁸

Eine Weiterentwicklung dieser grundlegenden Beobachtung versucht die Kommunikationswissenschaftlerin Beatrice Dernbach, indem sie den diskursiven Ausverhandlungsprozess untersucht, ohne die darin vermittelten Inhalte im Detail zu berücksichtigen. Ohne den Diskursbegriff in ihren Überlegungen zu verwenden, begreift Dernbach Themenfelder als »relativ stabile, im gesellschaftlichen Wandel fortentwickelte, strukturierte Wissensbestände, die (...) zum Gegenstand von (öffentlicher) Kommunikation werden können«. Diese Themenfelder würden dabei jedoch nie als Ganzes aktualisiert, »sondern es werden spezifische Themen oder Probleme herausgegriffen (...). Themen werden nie eindimensional, sondern immer als vielschichtiges Paket konstruiert und wahrgenommen.«⁶⁹ Auch die gegenseitige Verständigung ist laut Dernbach multipolar zu denken, da »Kommunikationspartner nie identisch sind, das heißt sich in Erfahrung, Erinnerung etc. unterscheiden.« Das Gelingen des Verständigungsprozesses hängt daher »von der zumindest ähnlichen

Re-Konstruktion der Themen, Mitteilungen, Informationen etc. bei jedem Beteiligten ab.« Themen ermöglichen eine grobe Orientierung im Kommunikationsprozess, »da sie in gesellschaftliche Makrokategorien vorstrukturiert sind, die wiederum im Sozialisationsprozess vermittelt werden.«⁷⁰ Insgesamt versteht Dernbach Themen als ein fortwährend aktualisiertes und gleichzeitig kommunikativ verändertes Wissen über einen bestimmten Gegenstand. Dabei werde immer wieder »auf bereits thematisierte und durchgesetzte Themen zurückgegriffen und an vorhandene Sinnbestände angeknüpft. Themen werden in diesem Sinne nicht neu geschöpft, sondern um- und ausgebaut.«⁷¹

Aus diskursanalytischer Perspektive korreliert dieses Modell der Eigenqualität und Eigendynamik von Themen durchaus mit der »Pluralität eines Textes«, dessen zusammengesetzte Struktur nie mit einem Diskurs gleichgesetzt werden kann, sondern »stets aus Aussagen verschiedener Diskurse besteht«.⁷² Die Nähe der Überlegungen Dernbachs zu diskursanalytischen Modellen liegt auf der Hand. So stiftet themengeleitete Kommunikation zentrale Sinnbereiche, die es einzelnen Personen ermöglicht, sich mit ihren Diskurspositionen in die »Prozesse der Sinnproduktion durch Sprache«⁷³ (Peter Schöttler) einzubringen. Dennoch ist das ›Thema‹ mit dem bisherigen Instrumentarium der Diskursgeschichte keineswegs deckungsgleich. Ist der Diskurs allgegenwärtig, kann über den Blick auf Themenbezüge innerhalb der zu untersuchenden Texte die Dichte an Diskurssegmenten auch quantitativ erfasst und Perioden der Häufung von solchen der Nichtthematisierung unterschieden werden. Dabei gilt es zu beachten, dass erst der Diskurs den Themenfeldern Bedeutung zuweist, etwa indem er Spielräume für die Herstellung von Querverbindungen zwischen Einzelthemen eröffnet. Das Verlassen eines vorgegebenen Themas ist noch lange kein Ausscheren aus einem bestimmten Diskurs, vielmehr bietet dies die Möglichkeit für interpretative Abweichungen. Die Neuverknüpfung von Themen birgt diskursive Dynamik in sich und erleichtert die Entwicklung oppositioneller Diskurse, indem über die Aufmerksamkeit des Publikums der Anspruch auf Diskursteilhabe unterstrichen wird. Diese kreative Freiheit der Akteure, themenübergreifend Sinnbezüge herzustellen, führt auch dazu, dass zentrale Institutionen Diskurse nicht vollends beherrschen können.

Darüber hinaus machen Themen und Themenpräferenzen innerhalb eines Diskurses unterschiedliche Positionen transparent und für alle Akteure wahrnehmbar, ohne dadurch den Diskurs selbst zu zergliedern. Gerade über Themenbündelungen wirkt der Diskurs darüber hinaus synthetisierend, da innerhalb einer Gruppe unterschiedliche Vorstellungen zu normativen und oppositionellen Positionen verdichtet werden, die weiterhin aufeinander bezogen bleiben. Wenn sich all das trotz allem noch als *ein* diskursiver Prozess beschreiben lässt, dann ist dies auch auf den Umstand zurückzuführen, dass sich mit der gemeinsamen Nutzung von Themen noch kein Zwang zur Ausbildung einer einheitlichen Meinung verbindet. Der gemeinsame

Themenbezug erlaubt die Entwicklung gegensätzlicher Positionen und Deutungen, wobei diese Art von Diskursteilhabe wesentlich durch individuelles Interesse und den jeweiligen institutionellen Ort der sprechenden Person gelenkt ist.

In diesem Zusammenhang erscheint für eine erweiterte Diskursgeschichte auch das von Habermas formulierte und von Friedhelm Neidhardt weiter ausdifferenzierte Analysemittel der »Arena« besonders hilfreich. Neidhardt versteht Öffentlichkeit zunächst idealtypisch als »ein relativ frei zugängliches Kommunikationsfeld«, in dem Sprecher mit Hilfe von Thematisierungs- und Überzeugungstechniken versuchen, »bei einem ›Publikum‹ Aufmerksamkeit und Zustimmung für bestimmte Themen und Meinungen zu finden.« Zentral ist hierbei, dass Neidhardt von einer begrenzten Verarbeitungskapazität ausgeht und die öffentliche Aufmerksamkeit damit als knappe Ressource begreift, um die sich innerhalb des öffentlichen Kommunikationsforums ein dynamischer Wettbewerb entspinnt.⁷⁴ Die verschiedenen »Arenen«, in denen die Kommunikateure aufeinander treffen, werden von einem bestimmten Publikum dabei beobachtet. Öffentliche Meinung entsteht dann, wenn sich das Interesse auf einzelne Themen fokussiert und sich dabei Übereinstimmungen in den Meinungsäußerungen zeigen, die dann als solche auch vom Publikum wahrgenommen werden können.⁷⁵ Die unterschiedlichen Diskursarenen sind, so ist zu ergänzen, jeweils durch eigene innere Logiken gekennzeichnet, was auch die Frage nach Inter- und Spezialdiskursen beziehungsweise logisch stabilisierten oder nicht stabilisierten Diskursen in diesem Modell integrierbar erscheinen lässt. Übergangs- und Verzahnungsbereiche werden inhaltlich (durch übergreifende Rezeption) oder performativ (durch die Positionierung eines Akteurs resp. einer Person in mehreren Diskursarenen) hergestellt.

Die Medialität und die gesellschaftliche Reichweite von Diskursen
sowie das Phänomen der ›diskursiven Versäulung‹

Gerade in diesem Zusammenhang gilt es auch, die Breitenwirkung des jeweils verwendeten Mediums zu berücksichtigen, da nicht zuletzt die Wahl der Textsorte Aufschluss darüber gibt, »ob sich ein Autor an bestimmte Kommunikationskonventionen hält oder mit ihnen bricht«.⁷⁶ In ihren Überlegungen haben Michael Metzeltin und Margit Thir der Medialität von Diskursen weit mehr Gewicht zugemessen als dies in der historisch arbeitenden Diskursanalyse bislang der Fall war.⁷⁷ Für eine erweiterte Diskursgeschichte wäre dabei vor allem die Frage nach der Einbeziehung von Bildlichkeit in die Gesamtanalyse (bis hin zu Landkarten⁷⁸) noch in schlüssiger Weise zu lösen – so sind z.B. für das 19. Jahrhundert bestimmte Diskurse ohne die Einbeziehung des Leitmediums der politischen Satire, der Karikatur, nicht rekonstruierbar.

Gerade aus historiographischer Perspektive erweisen sich das Themen- und das Arenen-Modell jedoch noch in einer anderen Hinsicht als ergänzungsbedürftig. Beide wurden für die Analyse westlich-demokratisch strukturierter Gesellschaften der jeweiligen Gegenwart entwickelt, die im Allgemeinen als medial vernetzt und diskursiv transparent begriffen wurden. Trägt dieses Modell schon in modernen Gesellschaften nur begrenzt, so wird es umso fragwürdiger, je weiter wir in die Vergangenheit zurückgehen oder den ›eigenen‹ polisch-kulturellen Kontext verlassen. Wenn etwa Siegfried Jäger in seiner kritischen Diskursanalyse bemerkt: »In einer gegebenen Gesellschaft bilden die Diskursstränge zusammen den gesamtgesellschaftlichen Diskurs. Dabei stellt dieses Gesamt ein äußerst verzweigtes und ineinander verwurzeltes Netz dar«,⁷⁹ so stellt sich in diesem Zusammenhang natürlich die Frage, was zum jeweiligen Zeitpunkt überhaupt eine bestimmte ›Gesellschaft‹ darstellt. Die sich daraus ergebenden Probleme lassen sich aus dem Blickwinkel der gesellschaftlichen Reichweite von Diskursen folgendermaßen umreißen: Wie weit reicht – sozial, lebensweltlich oder auch geographisch – nicht nur der Kreis der Sprechenden, sondern auch jener der Rezipienten? Was sind die Trägermedien des Diskurses und wie verhält sich dazu das der Analyse zu Grund liegende Quellenmaterial? Sind die untersuchten Diskurse auch im regionalen und lokalen Bereich beziehungsweise in marginalisierten Milieus präsent? Wenn ja, sind die auf den verschiedenen Ebenen verwendeten Begriffe kompatibel oder gibt es Rezeptionsverwerfungen, die sich auf den Verlauf des Diskurses auswirken?

Aus der Erkenntnis, dass der Verbreitungsbereich und damit auch die Wirkung von Diskursen potenziell endlich ist, wird vorgeschlagen, die ›diskursive Versäulung‹ als Analyseinstrument einzuführen. Von ihr ist zu sprechen, wenn auf allen Ebenen und in allen Teilssegmenten einer Gesellschaft mit kompatiblen Begriffsinstrumentarien diskutiert wird. Auch regionale und lokale Diskurse sind dann mit dem gesamtgesellschaftlich dominanten Diskursstrang in seinen sinnstiftenden Kernbereichen kompatibel. Sobald jedoch linguistische, soziale oder habituelle Schranken den Verlauf des Diskurses wesentlich beeinflussen, kann dieser seine versäulende Wirkung nur innerhalb eines bestimmten Teilbereichs ausüben. Es gilt daher in diskursgeschichtlichen Analysen, von Rezeptionsbrüchen ausgehend diejenigen Situationen zu analysieren, in denen der Diskurs keine integrierende beziehungsweise versäulende Funktion mehr erfüllt. Dabei haben diese ›diskursiven Barrieren‹ nur zweitrangig mit unterschiedlichen thematischen Positionierungen zu tun. Vielmehr ist aus der Sicht der Akteure die Kommunikation dann gravierend beeinträchtigt, wenn diskursive Barrieren auch gesellschaftliche Bruchlinien deutlich machen. Der Diskurs schlägt dann in normierende und sanktionierende Handlungen um, wenn die diskursiven Barrieren überwunden oder beseitigt werden sollen.

Dies ist jedoch keineswegs die einzige Kritik, die aus diskursgeschichtlicher Sicht an kommunikationstheoretischen Modellen zu üben ist. Das Faktum sprachübergreifender Kommunikation und Rezeption bleibt in den vorgestellten Modellen meist völlig unerwähnt. Allein im Bereich der Linguistik treffen wir auf entsprechende Überlegungen.⁸⁰ Eine Grundbedingung für Kommunikation ist nämlich die Beherrschung oder zumindest die Fähigkeit zum Verstehen der Sprache (oder Sprachvariante), in der ein Diskurs verhandelt wird. Findet keine Kommunikation über eine gemeinsame Sprache statt, kann ein komplexer strukturierter Diskurs auch keine Wirkung ausüben und endet an dieser linguistischen Grenze. Wird nun eine Technik zur Überwindung dieser Sprachbarriere entwickelt, das heißt werden adäquate Mittel gefunden, um Sinnbezüge und Themen des Diskurses zu ›verdolmetschen‹, so können Diskurse auch sprachübergreifend wirken (und unterscheiden sich damit auch von der ›Sprache‹ als einem normierten Regelsystem). Diese Übersetzungsleistung darf sich jedoch nicht nur punktuell vollziehen, um ein Mindestmaß an diskursiver Versäulung innerhalb einer Gesamtgruppe zu gewährleisten.⁸¹ Vielmehr wird eine fortlaufende Angleichung von Begrifflichkeiten und ihrer Konnotationen notwendig, denn erst die Beherrschung der am jeweiligen gesellschaftlichen Ort geltenden kulturellen Deutungen und Praktiken ermöglicht es, Aussagen auf ihre Plausibilität hin zu prüfen und damit in den diskursiv generierten Sinnhorizont der Gruppe einbezogen zu werden.

Diskurse wirken durch Rezeptionsvorgänge in der Regel sprachübergreifend, wobei zwischen den Varianten einer affirmativ-positiven und einer distanzierend-negativen Bezugnahme unterschieden werden muss. Ist die Notwendigkeit gegeben, die Argumente der jeweils anderen Seite zu rezipieren, um diese wirkungsvoll entkräften zu können, bildet sich ein vorwiegend distanzierend-negativer sprachübergreifender Diskurs aus. Dieser führt dazu, dass innerhalb der jeweiligen Gruppe im Diskurs spiegelbildliche Gegenentwürfe mit hohem Verbindlichkeitsgrad entwickelt werden, die den argumentativen Spielraum für die Formulierung und Umsetzung von Kompromissen entsprechend einschränken. Diese disziplinierende Funktion steht in keinem Widerspruch dazu, dass die Dynamiken in beiden konkurrierenden Diskursen eng aneinander orientiert bleiben, wenn auch in einer negativen Form, das heißt meist mit entgegengesetzten Inhalten und Werthorizonten.

Die Notwendigkeit für eine Verfeinerung und Weiterentwicklung der diskursgeschichtlichen Methodik trifft jedoch auch auf die zeitliche Dimension diskursiver Prozesse zu. Zum einen stellt sich hier die Aufgabe einer adäquaten Analyse zeitlicher Verweise in den analysierten Texten selbst, wobei von einer interessen geleiteten Kreativität bei der Gestaltung einzelner Texte ebenso auszugehen sein wird wie

von stabilisierten sinngebenden Zeitachsen, welche einzelne Diskurse miteinander vernetzbar machen (vorher – gleichzeitig – nachher). Zudem muss der Umstand stärker problematisiert werden, dass in Diskursen keine Verfallsdaten eingebaut sind, die festlegen würden, zu welchem Zeitpunkt Inhalte neu verhandelt werden müssen. Dennoch besteht das Erfordernis, die sinnstiftenden Meistererzählungen auf gegenwärtige Entwicklungen und die in ihnen zum Ausdruck kommenden Diskontinuitäten abzustimmen. Ich habe bei meinen Untersuchungen zu Staatsgründungsdiskursen⁸² zwischen zwei Schichten unterschieden, die beide intentional und selektiv sind, jedoch im Prozess der Sinngenerierung arbeitsteilige Funktionen ausüben: Die ›situativ-narrative Schicht‹ enthält die chronologische Schilderung der Geschehnisse und die daran geknüpften Kommentare. Die ›generalisierend-projektive Schicht‹ weist zeitlich darüber hinaus und bemüht sich um die Einordnung bestimmter Phänomene in den Wissenskanon beziehungsweise Symbolhaushalt der jeweiligen Gruppe. Die ›situativ-narrative Schicht‹ zielt auf den Augenzeugen- oder Akteurseffekt ab und strebt nach Authentizität und Überprüfbarkeit des Gesagten; dadurch wird auch die Bezugnahme auf Vorfälle nötig, die vom Sprechenden Individuum nicht persönlich erlebt wurden, in der Zielgruppe jedoch als Erfahrungswert kollektivbiographisch verfestigt sind. Im Gegensatz dazu simuliert die ›generalisierend-projektive Schicht‹ die Abwesenheit eines Sprechenden/Schreibenden und referiert eine (scheinbar) zeitlose, allgemeingültige Sicht. Erst die Verzahnung beider Schichtungen unterstreicht den Legitimitätsanspruch des Gesagten und zielt auf eine möglichst umfassende Teilhabe des Sprechers am Diskurs ab.

Abschließende Bemerkungen zum Diskursbegriff

Ich habe die Erweiterung der bisherigen Modelle der historisch arbeitenden Diskursanalyse und die Übernahme einiger neuer Instrumentarien vorgeschlagen: die Diskursarena, die diskursive Versäulung, die diskursive Reichweite, die diskursive Kreativität des Individuums, den Rekurs auf Themen. Hierzu wird am Ende dieses Beitrags ein vierstufiges Modell für eine erweiterte Diskursgeschichte vorgestellt, das sich als offen und ausbaufähig versteht. Zum Abschluss muss ich allerdings noch einmal zum Beginn des Beitrages zurückkehren. Als Grundbedingung einer vermehrten Anwendung diskursgeschichtlicher Ansätze scheint aus heutiger Sicht eine weitere Auseinandersetzung um den Diskursbegriff und seine Differenzierung nach wie vor unverzichtbar. In diesem Zusammenhang schlage ich zwei methodische Vorgangsweisen vor: Zusätzlich zu den thematisch gebundenen Einzelsträngen (den verschiedenen ›Diskursen‹ in ihrem zeitlichen Verlauf) oder dem Gesamtsystem alles Sagbaren (›dem Diskurs‹) sollten die Techniken, Möglichkeiten und Gren-

zen einer Teilnahme, Beeinflussung und Kontrolle des Diskurses als ›diskursive Prozesse‹ bezeichnet werden. Dies würde es ermöglichen, aus der Bindung an den Text ›herauszutreten‹ und das gewählte Thema von den sozialen Ergebnissen der Diskurse her (Gruppenbildung, Machtstabilisierung oder -destabilisierung etc.) neu zu betrachten. Zweitens plädiere ich dafür, die Begriffe ›Diskurs‹ und ›diskursiv‹ in der Ergebnispräsentation möglichst sparsam einzusetzen. Sehr oft ist nicht von Diskurs, sondern von ›Diskussion‹, ›Debatte‹, ›Auseinandersetzung‹ u.ä. zu sprechen. Der Begriff Diskurs sollte nur dann verwendet werden, wenn tatsächlich personenübergreifende Rede-, Text- oder Sinnsysteme gemeint sind.

Modell für eine erweiterte Diskursgeschichte

Die einzelnen Punkte verstehen sich als Arbeitsschritte, die großteils aufeinander aufbauen; vor Abschluss der Analyse empfiehlt es sich jedoch gerade bei umfangreicheren Studien, über Textauswahl, Fokussierung usw. mehrfach in zeitlichem Abstand zu reflektieren.

I. Korpus und Fokussierungstiefe

- Reflexion des imaginierten / virtuellen / konkreten Korpus; vorläufige Festlegung der für die Analyse nötigen Textgrundlage
- Überlegungen zu der für das gewählte Thema notwendigen Textmenge und Einschätzung des quantitativen Verhältnisses zwischen Einzeltexten und der Gesamtheit aller themenrelevanten Texte sowie zur nötigen Fokussierung (von der Feinanalyse bis zur Grobanalyse, z.B. auf der Grundlage von Themenzuordnungen und der Analyse von Grundbegriffen)
- Bestimmung der Fokussierungstiefe für einzelne Texte, Textausschnitte und Textgruppen (nicht zuletzt im Hinblick auf den vertretbaren Arbeitsaufwand und die für ein tragfähiges Ergebnis notwendige Quellengrundlage); dieser Schritt sollte während der Diskursanalyse in regelmäßigen Abständen wiederholt werden, um daraus Rückschlüsse auf die allenfalls notwendige Erweiterung oder Einschränkung der Textgrundlage zu ziehen

II. Medialität und Kontext

- Rückbindung der jeweiligen medialen Ausdrucksform an die zeitgenössischen medialen Rahmenbedingungen (Grad an Bildlichkeit oder Materialität von Diskursen, Positionierung der zu Grunde gelegten Texte zu den Leitmedien einer bestimmten Epoche, Einschränkungen des Aussageraumes z.B. durch Zensur, Frage alternativer / subversiver Medien); falls mehrere medi-

ale Ausdrucksformen untersucht werden, Reflexion der Rezeptionsrichtung von Inhalten und Themen

- Informationen über die zeitlichen und institutionellen Rahmenbedingungen der Entstehung der betreffenden Texte, Informationen zu konkreten Sprech- und Schreibsituationen sowie zur Person des/der Sprechenden (Biographie und Erfahrungshintergrund, Grad der Autorisierung, Unterscheidung von Zielgruppe und vermutlichen Rezipienten)
- Information über die im Text vorkommenden Ereignisse, Orte, Personen, Begriffe

III. Textanalyse

- Erstauswahl der Texte für die Grob- und Feinanalyse (bei letzterer wird sowohl die Makrostruktur als auch die Mikrostruktur analysiert)
- Bestimmung der behandelten Themen und der zwischen ihnen in den Texten hergestellten kausalen Verknüpfungen
- Bestimmung einzelner Diskurssegmente, der zentralen Begriffe, der Kollektivsymbole und der verweisenden Elemente in den Texten (Bezüge auf Ereignisse, Personen, Orte etc.)
- Grobanalyse von Textsorten: Bestimmung der Häufigkeit des Auftretens von Themen (Häufigkeit der Thematisierung als diskursive Dichte), Rückschlüsse auf die diskursive Reichweite (geographisch, schicht- oder milieuspezifisch, weltanschaulich etc.) und die Rezeption (direkt oder indirekt zustimmend oder ablehnend beziehungsweise keine Rezeption)
- Feinanalyse einzelner Texte oder Textteile: genaue Analyse der zeitlichen und kausalen Bezugnahmen, der Feinargumentation und der Rhetorik (z.B. Wortneuschöpfungen), Bestimmung der Funktion argumentativer Bezüge (affirmativ oder negativ) zu anderen Texten
- im Text wahrnehmbare diskursive Effekte: Resultate, Folgerungen, Neukonnotationen und Hierarchisierung von Aussagen, Handlungsrelevanz beziehungsweise Handlungsaufforderung
- diskursive Ereignisse und zeitliche Schichtungen in den Texten: Erst- und Rückbezüge, Neubewertungen, Aktualisierungen, Suggestion von Identität durch die Zeit oder translokal
- Vorlauf und Rezeption diskursiver Ereignisse und deren Integration in bisherige Wissensordnungen, Verweis auf Kontinuitäten und Diskontinuitäten und die daran geknüpften Konsequenzen
- die diskursive Funktion von Tabus / Nichtgesagtem (auf einer Skala zwischen Sprechverbot, sozial Unerwünschtem, Irrelevantem, Verschwiegenem, Verdrängtem, nicht Gewusstem)

- Einschätzung der strukturierenden Wirkung: die diskursverändernde Rolle einzelner Texte (bis hin zu kritischen Texten, die Aussageextreme neu markieren) und die den Diskurs stabilisierende Funktion wiederholender Texte (auf verschiedenen Ebenen beziehungsweise in verschiedenen sozialen und institutionellen Kontexten)

IV. Diskursanalyse

ausgehend von den Ergebnissen der Textanalyse:

- Vergleich der Positionen der einzelnen SprecherInnen: Bestimmung der Machteffekte des Beitrages, seines Grades an Kreativität und des Aufmerksamkeitswerts innerhalb des jeweiligen Sprachmarktes
- Methoden zur Lenkung und Monopolisierung von Diskursen und zur Hierarchisierung und Verknappung des Aussageraumes
- Bestimmung des Verhältnisses der Texte zu den Institutionen, die die Verteilung der Sprachmacht regeln und Sprechende autorisieren beziehungsweise deren Diskursteilhabe zu unterbinden versuchen
- Bestimmung der Diskursarenen und der diskursiven Milieus; Untersuchung der zwischen ihnen bestehenden Beziehungen (Hierarchien)
- Frage nach dem Grad der diskursiven Versäulung oder der Fragmentierung
- Frage nach der Handlungsrelevanz von Texten, Rückbindung von Handlungen an Diskurse (Aktionismus beziehungsweise Gewalt als diskursive Mittel)

V. Einordnung der Einzelergebnisse in ein Gesamtbild des untersuchten Diskurses

- Bestimmung des Verhältnisses der durch den Text hergestellten Ordnung zum jeweiligen zeitgenössischen Diskurs (repräsentativ, oppositionell)
- Darstellung der inhaltlich-thematischen Entwicklung eines Diskurses (Wann wird wie über welche Themen gesprochen?)
- Bestimmung des Diskursverlaufs und der diskursiven Brüche beziehungsweise Kontinuitäten (Wann ist feststellbar, dass in anderer Form über etwas gesprochen wird? Wann wird aus welchen Gründen ein Thema marginalisiert oder beschwiegen?)
- Aussagen über die Beziehung zwischen Diskurs, Subjekt und sozialer Ordnung (Was lässt sich für die jeweilige Gesellschaft / Gruppe aus dem Ergebnis schließen, wie lassen sich Verbote, Hierarchien, Handlungen etc. daraus erklären?)

Anmerkungen

- 1 Als ›Diskursfragmente‹ bezeichnete Jäger einzelne Texte oder Textteile, in denen ein bestimmtes Thema behandelt wird. Der ›Diskursstrang‹ umfasst demgegenüber alle Diskursfragmente gleichen Themas, die in einem bestimmten Zeitabschnitt formuliert wurden. ›Diskursebenen‹ sind jene ›Orte‹, von denen aus gesprochen wird, ›Diskurspositionen‹ wiederum spezifische Positionierungen einer Person oder eines Mediums innerhalb eines Diskurses, in dem auch dem schon erwähnten ›autorisierten Sprecher‹ eine besondere Rolle zukommt. Siegfried Jäger, *Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung*, 3. Auflage, Duisburg 2001, 159-165. Vgl. auch Ruth Wodak u. Michael Meyer, *Hg. Methods of critical discourse analysis*, London, Thousand Oaks u. New Delhi 2001.
- 2 Link selbst definiert Kollektivsymbole als »kulturelle Stereotypen, die kollektiv tradiert und benutzt werden«. Sie seien semantisch sekundär, hätten also nur indirekte Bedeutungsfunktion. Die Kollektivsymbolik ist für Link »die Gesamtheit der so genannten ›Bildlichkeit‹ einer Kultur, die Gesamtheit ihrer am weitesten verbreiteten Allegorien und Embleme, Metaphern, Exempelfälle und anschaulichen Modelle«. Mit Hilfe des Systems kollektiver Symbole ließe sich, so Link, »jede Veränderung – und sei sie noch so dramatisch – symbolisch integrieren«. Jürgen Link, *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*, Opladen 1997, 25. Vgl. auch die sehr empirisch ausgerichtete Studie Jürgen Link u. Ute Gerhard, *Zum Anteil der Kollektivsymbolik an den Nationalstereotypen*, in: Jürgen Link u. Wulf Wülfing, Hg., *Nationale Mythen und Symbole in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Strukturen und Funktionen von Konzepten nationaler Identität*. Stuttgart 1991, 16-52; Axel Drews, Ute /Gerhard u. Jürgen Link, *Moderne Kollektivsymbolik. Eine diskurstheoretisch orientierte Einführung*, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur*, Sonderheft 1, Tübingen 1985, 256-375, hier 265.
- 3 Vgl. hierzu Michael Imhof, *Stereotypen und Diskursanalyse. Anregungen zu einem Forschungskonzept kulturwissenschaftlicher Stereotypenforschung*, in: Hans Henning Hahn, Hg., *Stereotyp, Identität und Geschichte. Die Funktion von Stereotypen in gesellschaftlichen Diskursen*, Frankfurt am Main 2002, 57-72.
- 4 Zur Illustration dieser Perspektive sei die Kritik von Thomas Mergel am Poststrukturalismus kurz angeführt: »Handelnde Menschen kommen in einer Geschichte als ›Text‹ nicht vor; die Worte haben ihre Aufgabe übernommen. (...) In ihrer harten Form stellen die poststrukturalistischen Theorien keine Erweiterung der Zugriffsmöglichkeiten dar, sondern reduzieren den historischen Stoff auf eine Demonstrationsfunktion; die Aussageannahmen können lediglich bestätigt, nicht aber infrage gestellt werden. Die umfassende ›Textifizierung‹ menschlichen Handelns und sozialer Wirklichkeiten läuft auf eine Anonymisierung der Geschichte im Sinne des Wirkens dunkler Mächte und auf die Abschaffung des Subjekts in seiner sozialen Wirklichkeit hinaus.« Thomas Mergel, *Kulturgeschichte – die neue ›große Erzählung‹? Wissenssoziologische Bemerkungen zur Konzeptionalisierung sozialer Wirklichkeit in der Geschichtswissenschaft*. in: Wolfgang Hardtwig u. Hans-Ulrich Wehler, Hg., *Kulturgeschichte heute*, Göttingen 1996, 41-77, hier 69-70.
- 5 Michael Maset, *Diskurs, Macht und Geschichte. Foucaults Analysetechniken und die historische Forschung*, Frankfurt am Main, New York 2002, 27.
- 6 Achim Landwehr, *Geschichte des Sagbaren. Einführung in die Historische Diskursanalyse*. Tübingen 2001.
- 7 Philipp Sarasin, *Diskurstheorie und Geschichtswissenschaft*, in: Reiner Keller, Werner Schneider u. Willy Viehöver, Hg., *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Bd. 1. Methoden und Theorien*. Opladen 2001, 29-52. Zitiert wird nach folgender überarbeiteten Fassung: Philipp Sarasin, *Diskurstheorie und Geschichtswissenschaft*, in: ders., *Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse*, Frankfurt am Main 2003, 10-60.
- 8 Leider können beide Modelle wegen des hier zur Verfügung stehenden Raums nicht ausführlicher besprochen werden. Eine eingehendere Diskussion findet sich in Peter Haslinger, *Imagined territories. Nation und Territorium im tschechischen politischen Diskurs 1889-1938*, unveröffentlichte Habilitationsschrift Universität Freiburg 2004.
- 9 Sarasin, *Diskurstheorie*, wie Anm. 7, 36.
- 10 Ebd., 58-60.
- 11 Landwehr, *Geschichte*, wie Anm. 6, 98.

- 12 Ebd., 7.
- 13 Ebd., 78-85.
- 14 Dietrich Busse u. Wolfgang Teubert, Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der Historischen Semantik, in: Dietrich Busse, Fritz Hermanns u. Wolfgang Teubert, Hg., Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der Historischen Semantik, Opladen 1994, 10-28, hier 14.
- 15 Ebd., 14-18.
- 16 Der diesbezügliche Einwand von Michael Maset lautet konkret, dass die Feststellung, bestimmte Texte hätten einen Diskurs wesentlich beeinflusst, wohl erst das Ergebnis der Analyse sein könne und nicht der Korpusbildung vorangehen solle. Maset, Diskurs, wie Anm. 5, 196.
- 17 Einen ersten Überblick gibt Heiner Schultz, Begriffsgeschichte und Argumentationsgeschichte, in: Reinhart Koselleck, Hg.: Historische Semantik und Begriffsgeschichte, Stuttgart 1978, 43-74, hier 52-57.
- 18 Landwehr, Geschichte, wie Anm. 6, 107.
- 19 Landwehr unterscheidet hier zwischen mehreren Kontextarten: dem situativen Kontext (das heißt wer zu welchem Zeitpunkt an welchem Ort wie agiert), dem medialen Kontext (die Medienform, in der sich der Text präsentiert), dem institutionellen Kontext (Aufbau und Funktionsweise der Institutionen, die bei der Entstehung beteiligt sind) und dem historischen Kontext, beim dem es gilt, einen Zusammenhang zur historischen Gesamtsituation herzustellen, »um nicht in die Falle der Textimmanenz zu tappen«. Ebd., 109-111.
- 20 Jan Fellerer u. Michael Metzeltin, Diskursanalyse, in: Michael Metzeltin, Hg., Diskurs, Text, Sprache. Einführung in die Sprachwissenschaft für Romanistinnen und Romanisten, Wien 2002, 257-285, hier 257.
- 21 An einer Stelle beschreibt Foucault Diskurse als »die den Aussageregelmäßigkeiten innerlichen Hierarchien«. Michel Foucault, Archäologie des Wissens, Frankfurt am Main 1981, 209.
- 22 »Der Diskurs ist der Weg von einem Widerspruch zum nächsten (...). Den Diskurs zu analysieren heißt, die Widersprüche verschwinden und wiedererscheinen zu lassen; heißt, das Spiel, das sie in ihm spielen, aufzudecken«. Ebd., 216.
- 23 Michel Foucault, Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit, Frankfurt am Main 1983, 122.
- 24 Pierre Bourdieu, Der sprachliche Markt, in: ders., Soziologische Fragen, Frankfurt am Main 1993, 115-130, hier 124 u. 121.
- 25 Ebd., 118 u. 125.
- 26 Jürgen Habermas, Erläuterungen zur Diskursethik, Frankfurt am Main 1991; vgl. hierzu u.a. Sybille Krämer, Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts, Frankfurt am Main 2001, 74-91.
- 27 Jürgen Habermas, Theorie des kommunikativen Handelns. Bd. 1, Frankfurt am Main 1988, 439.
- 28 Jürgen Habermas, Faktizität und Geltung. Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaats, Frankfurt am Main 1992, im Folgenden zitiert nach der 4. Ausgabe 1994; vgl. auch Ralf Heming, Öffentlichkeit, Diskurs und Gesellschaftskritik. Zum analytischen Potential und zur Kritik des Begriffs der Öffentlichkeit bei Habermas, Wiesbaden 1997.
- 29 Ebd., 394 u. 391; zum Lebensweltkonzept von Jürgen Habermas siehe: Habermas, Theorie, Bd. 2, wie Anm. 27; zitiert nach der 4. Ausgabe 1987, 182-293.
- 30 Habermas, Faktizität, wie Anm. 28, 436; Hervorhebungen im Original.
- 31 Ebd., 396.
- 32 Diese Schleusen sind jedoch, so Habermas, vom Zentrum nie zur Gänze kontrollierbar, so expandiert bei konfliktreichen Problemlagen die Spannweite der öffentlichen Aufmerksamkeit entsprechend. Ebd., 433.
- 33 Ebd., 436 f. u. 453 ff.
- 34 Foucault, Archäologie, wie Anm. 21, 99 f. Bei Pierre Bourdieu schlugen sich die Aktivitäten von Instanzen zur Entwicklung und Etablierung einer Standardsprache in einer Veränderung auch der sozialen Welt nieder, wobei Bourdieu den Staat als wichtigsten Akteur bei der Produktion von Denkkategorien und Wahrnehmungsschemata ansah. Landwehr, Geschichte, wie Anm. 6, 94 f.
- 35 Jäger, Diskursanalyse, wie Anm. 1, 159-165.
- 36 Ruth Wodak et al., Zur diskursiven Konstruktion nationaler Identität, Frankfurt am Main 1998, 43.

- 37 Während erstere, so Landwehr, eng mit Institutionen verknüpft sind und einen komplexen Entwicklungsstand erreichten, so dass die Möglichkeit individueller Aussagen weitgehend ausschaltet ist, sind logisch nicht stabilisierte (etwa literarische) Diskurse nicht von einer einzigen Diskursregel dominiert. Landwehr, Geschichte, wie Anm. 6 132 f.
- 38 Einzelne Diskurse seien auch danach unterscheidbar, »wie groß ihr jeweiliger interdiskursiver Anteil ist«. Spezialwissenschaften seien, so Link, »am weitesten vom Interdiskurs entfernt, journalistische, politische und literarische Diskurse sind dagegen am stärksten im Interdiskurs verankert«. Jürgen Link, Was ist und was bringt Diskursdidaktik. Stichwort »Interdiskurs«, in: KultuRRevolution 2 (1983), 60-66, hier 66.
- 39 Sarasin, Diskurstheorie, wie Anm. 7, 58-60.
- 40 Ebd., 20.
- 41 Landwehr, Geschichte, wie Anm. 6, 99 u. 130.
- 42 Pierre Bourdieu, Zur Soziologie der symbolischen Formen, 6. Auflage, Frankfurt am Main 1997, 125-148. Hier kann vor allem auf die analytischen Modelle des »Sprachmarktes« und der »Ökonomie des Sprachlichen Tausches« verwiesen werden. Bourdieu, Markt, wie Anm. 24; Pierre Bourdieu, Was heißt sprechen? Die Ökonomie des sprachlichen Tausches, Wien 1990.
- 43 Bourdieu, Soziologie, wie Anm. 42; zitiert nach der 4. Ausgabe 1991, 125-158.
- 44 Ebd. »Der Habitus ist, kurz gesagt, ein Produkt von Konditionierungen, das die objektive Logik der Konditionierungen tendenziell reproduziert, sie dabei aber eine Veränderung unterwirft; er ist eine Art Transformationsmaschine, die dafür sorgt, dass wir sozialen Bedingungen unserer eigenen Produktion ›reproduzieren‹, aber auch auf eine relativ unvorsehbare Art, auf ihre Art, dass man nicht einfach mechanisch von der Kenntnis der Produktionsbedingungen zur Kenntnis der Produkte gelangt.« Ebd., 128.
- 45 Bourdieu, Markt, wie Anm. 24, 115.
- 46 Ebd., 117. Bourdieu spricht sich z.B. in diesem Zusammenhang dafür aus, den Begriff »Kompetenz« durch den Begriff »sprachliches Kapital« zu ersetzen, und definiert dieses als »Macht über die Mechanismen der Preisbildung für sprachliche Produkte, die Macht, die Preisbildungsgesetze zum eigenen Profit ausschlagen zu lassen und den spezifischen Mehrwert abzuschöpfen.« Entsprechend habe sprachliche Kompetenz nur so lange einen Wert, wie ein Markt für sie existiere. Ebd., 118-119.
- 47 Ebd., 118.
- 48 Foucault, Archäologie, wie Anm. 21, 34.
- 49 Achim Landwehr rekurriert auf den Zeitpunkt, an dem sich ein Deutungsmuster gegen andere, konkurrierende durchsetzt und der Diskurs dadurch einen solchen Grad an Selbstverständlichkeit erreicht, dass er grundsätzlich nicht mehr in Frage gestellt wird. Foucaults »Archäologie des Wissens« kann aus dieser Perspektive als ständiges Endprodukt diskursiver Sedimentierung, als »Schicht von Aussagehomogenität« aufgefasst werden, die zwar nicht alle Diskurse der Gegenwart enthält, diese jedoch zwangsläufig an sich rückbindet. Landwehr, Geschichte, wie Anm. 5, 132. Foucault, Archäologie, wie Anm. 21, 212. Als Konsequenz hat etwa Hannelore Bublitz formuliert: »Geschichte schreiben mit Foucault bedeutet, eine ›Geschichte der Gegenwart‹ als Geschichte der Wissens- und Wahrheitsproduktion zu schreiben.« Hannelore Bublitz, »Geheime Raserei und Fieberstürme«: Diskurstheoretisch-genealogische Betrachtungen zur Historie, in: Jürgen Martschukat, Hg., Geschichte schreiben mit Foucault, Frankfurt am Main 2002, 29-41, hier 29.
- 50 Jäger, Kritische Diskursanalyse, wie Anm. 1, 132.
- 51 Als diskursive Prognostik definiert Jäger eine »Entfaltung von Szenarien (...), die aber jeweils unterschiedliche in der Zukunft erkennbare diskursive Ereignisse (= Ereignisse, die medial groß herausgestellt werden) in Rechnung zu stellen hätte«. Ebd., 169.
- 52 Ebd.
- 53 Wodak, Konstruktion, wie Anm. 36, 66.
- 54 Paul Ricœur, Das Selbst als ein Anderer, München 1996.
- 55 Wodak, Konstruktion, wie Anm. 36, 146.
- 56 Denis-Constant Martin, The choices of identity, in: Social identities 1 (1995), 5-20, hier 8.
- 57 Gegen den Vorwurf, diese Art des Zugangs bilde keineswegs soziale Realität ab, sondern verfarene vielmehr in den Beschränkungen einer eher elitär gedachten Ideengeschichte, warb Koselleck für eine der »Begriffsgeschichte als notwendige Hilfe für die Sozialgeschichte«. Die Fokussierung auf die

- Analyse der Geschichte von Begriffen habe, so Koselleck, insofern eine Berechtigung, da einzelne Worte zu einer bestimmten Zeit die Funktion eines definitorischen Begriffs erfüllten. Zudem verwies er auf den semantischen Kampf um Begriffe, »um politische und soziale Positionen zu definieren und kraft der Definitionen aufrecht zu erhalten oder durchzusetzen« und die »dahinter sich verborgene Interessen oder Absichten dingfest machen zu können«. Reinhart Koselleck, Begriffsgeschichte und Sozialgeschichte, in: ders., Hg., Historische Semantik und Begriffsgeschichte, Stuttgart 1978, 19-36, hier 21-29.
- 58 Heinz Erich Bödeker, Ausprägungen der historischen Semantik in den historischen Kulturwissenschaften, in: ders., Hg., Begriffsgeschichte, Diskursgeschichte, Metapherngeschichte. Göttingen 2002, 7-27, hier 12.
- 59 Koselleck unterscheidet zwischen der Stabilität sowohl von Entwicklung und Begriff, deren gleichmäßiger Veränderung und einer dritten und vierten Variante, in der sich entweder der Begriff oder die Realität einseitig verändern. Weiter unterscheidet er zwischen Quellen als Ad-hoc-Texte mit temporaler Einmaligkeit wie z.B. Zeitungen und Briefe, normativen Quellen mit mehreren temporalen Schichten wie Lexika und den klassischen Quellen, die sich im Unterschied dazu niemals den sich wandelnden Umständen anpassen. Reinhart Koselleck, Hinweise auf die temporalen Strukturen begriffsgeschichtlichen Wandels, in: Hans Erich Bödeker, Hg., Begriffsgeschichte, Diskursgeschichte, Metapherngeschichte, Göttingen 2002, 29-48, hier 34 u. 45-48.
- 60 Fellerer u. Metzeltin, Diskursanalyse, wie Anm. 20, hier v.a. 268-279. Zur diskursanalytischen Interpretation entwickeln Fellner und Metzeltin einen Fragenkatalog, der sich vor allem an Fragen der Machtgenerierung durch Text widmen. Beim Analyseschritt der »Kontextualisierung« werden etwa der Anlass, der geografische und soziale Ort des Verfassens oder »Vortragens« und jenen Erwartungen untersucht, mit denen Adressaten und Rezipienten den Text aufnehmen (wobei beide Gruppen voneinander zu unterscheiden sind). Bei der Suche nach der »Textreferenz«, geht es darum, »die Ereignisse, Handlungen (incl. Sprachhandlungen), Umstände und Situationen zu eruieren, auf die sich der Text explizit bezieht oder unmittelbar bezogen werden kann«. Ebd.
- 61 Beatrice Dernbach, Themen der Publizistik – Wie entsteht die Agenda öffentlicher Kommunikation?, in: Publizistik 45 (2000) 38-50, hier 38 f.
- 62 Denis-Constant, Choices, wie Anm. 56, 13.
- 63 Bruce Lannes Smith, Propaganda, in: International encyclopedia of the social sciences. Bd. 12, London u. New York 1968, 579-588, hier 583 f.
- 64 Klaus Merten, Struktur und Funktion von Propaganda, in: Publizistik 45 (2000), 143-162, hier 155, 153 u. 159.
- 65 In diesem Zusammenhang kann auch auf das Beispiel der Zensur verwiesen werden, die vom Staat auf Grund seines Machtmonopols administriert wird und sich abseits des messbaren »Erfolges« immer diskursverändernd auswirken wird.
- 66 Vgl. hierzu Christoph Wulf, Michael Göhlich u. Jörg Zirfas, Hg., Grundlagen des Performativen. Eine Einführung in die Zusammenhänge zwischen Sprache, Macht und Handeln, Weinheim u. München 2001; Uwe Wirth, Hg., Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften, Frankfurt am Main 2002, 277-300. Während das Performative von beiden Autoren bereits als zukünftiger *umbrella turn* angesehen wird, stellen Jürgen Martschukat und Steffen Patzold für die Geschichtswissenschaft in diesem Zusammenhang fest, dass er hier noch keineswegs Konturen und definitorische Schärfe angenommen hat. Jürgen Martschukat u. Steffen Patzold, Geschichtswissenschaften und »performative turn«. Eine Einführung in Fragestellungen, Konzepte und Literatur, in: dies., Hg., Geschichtswissenschaften und »performative turn«. Ritual, Inszenierung und Performanz vom Mittelalter bis zur Neuzeit, Köln, Weimar u. Wien 2003, 1-31, hier 3.
- 67 Foucault, Archäologie, wie Anm. 21, 54.
- 68 Niklas Luhmann, Öffentliche Meinung, in: Wolfgang R. Langenbacher, Hg., Zur Theorie der politischen Kommunikation, München 1974, 27-54, hier 32 f.
- 69 Dernbach, Themen, wie Anm. 61, 45 u. 43.
- 70 Ebd., 41.
- 71 Ebd., 45 u. 43.
- 72 Jürgen Fohrmann u. Harro Müller, Einleitung, in: dies., Hg., Diskurstheorien und Literaturwissenschaft, Frankfurt am Main 1988, 16.

- 73 Peter Schöttler, Sozialgeschichtliches Paradigma und historische Diskursanalyse, in: ebd., 159-199, hier 173.
- 74 Friedhelm Neidhardt, Öffentlichkeit, öffentliche Meinung, soziale Bewegungen, in: Friedhelm Neidhardt, Hg., Öffentlichkeit, öffentliche Meinung, soziale Bewegungen, Opladen 1994 (= Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 34), 7-41, hier 7.
- 75 Ebd., 7. Die Theaterwissenschaftlerin Erika Fischer-Lichte unterscheidet Performanz in seiner ursprünglicheren Bedeutung als »cultural performance« als »gleichzeitiges Ablaufen von Produktion und Rezeption« hebt ab auf die »Ko-Präsenz von Akteuren und Zuschauern, das Flüchtige und Transitorische, das Ereignishafte, Emergenz und Ambivalenz der Bedeutungen, das Entstehen von Spielräumen – und was sich aus diesen Bedingungen ergibt.« Erika Fischer-Lichte, Performance, Inszenierung, Ritual, in: Jürgen Martschukat u. Steffen Patzold, Hg., Geschichtswissenschaften und »performative turn«. Ritual, Inszenierung und Performanz vom Mittelalter bis zur Neuzeit, Köln, Weimar u. Wien 2003, 33-54, hier 39 u. 41; vgl. hierzu auch Erika Fischer-Lichte, Grenzgänge und Tauschhandel. Auf dem Weg zu einer performativen Kultur, in: Uwe Wirth, Hg., Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften, Frankfurt am Main 2002, 277-300.
- 76 Fellerer u. Metzeltin, Diskursanalyse, wie Anm. 20, 280-283.
- 77 Michael Metzeltin unterscheidet dabei zwischen der GesamtMedialität, das heißt dem Einsatz aller zur Verfügung stehender Medien bei der Darstellung eines Werkes, der Multimedialität, bei der mehrere Medien verwendet werden, sowie der MonoMedialität, der Transmedialität, bei der ein durch ein bestimmtes Medium ausgedrücktes Werk in ein anderes Medium transportiert wird, und der Intermedialität, bei dem ein in einem Medium gestaltetes Werk auf ein in einem anderen Medium gestaltetes Werk verweist. Michael Metzeltin u. Margit Thir, Medialität, in: Michael Metzeltin, Hg., Diskurs, Text, Sprache. Einführung in die Sprachwissenschaft für Romanistinnen und Romanisten. Wien 2002, 58-75, hier 65.
- 78 Vgl. dazu Haslinger, Territories, wie Anm. 8, 38-40.
- 79 Jäger, Diskursanalyse, wie Anm. 1, 166.
- 80 Vgl. hierzu u.a. Georg Kremnitz, Gesellschaftliche Mehrsprachlichkeit. Institutionelle, gesellschaftliche und individuelle Aspekte. Eine Einführung, 2. Auflage, Wien 1994.
- 81 Dies korreliert mit einer Beobachtung von Niklas Luhmann, der festhält, dass eine Einheit als solche noch erkennbar sein muss, um als Einheit gedacht werden zu können. »Ein System ist (für einen Beobachter) eine Form insofern, als ein System etwas als Umwelt ausschließt. (...) Die Exklusion ist unter anderem daran zu erkennen, daß Reziprozität unterbrochen wird.« Niklas Luhmann, Inklusion und Exklusion, in: Bernhard Giesen, Hg., Nationale und kulturelle Identität. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewußtseins in der Neuzeit, Frankfurt am Main 1991, 15-45, hier 19-23.
- 82 Peter Haslinger, Zeit- und Alteritätsbezüge in Staatsgründungsdiskursen: Das Beispiel der Ersten Tschechoslowakischen Republik, in: Hans-Joachim Gehrke, Hg., Geschichtsbilder und Gründungsmythen, Würzburg 2001, 325-347.